



25.12.2017
Harald Kluge
„Dein Licht erleuchtet alle!“

Seht doch, wie sehr uns der Vater geliebt hat! Seine Liebe ist so groß, dass er uns seine Kinder nennt – und wir sind es wirklich! Als seine Kinder sind wir Fremde für diese Welt, weil Gott für sie ein Fremder ist.

Meine Lieben, wir sind also schon jetzt Kinder Gottes. Aber was das bedeutet, ist noch gar nicht in vollem Umfang sichtbar. Wir wissen jedoch: Wenn Christus kommt, werden wir ihm ähnlich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er wirklich ist.

Wer diese Hoffnung hat, der meidet jede Schuld, so wie Christus ohne Schuld war. Wer sündigt, lehnt sich gegen Gott und seine Gebote auf, denn sündigen heißt: Gottes Gebote missachten.

Doch ihr wisst ja, dass Christus auf diese Erde kam, um die Sünden der Menschen wegzunehmen, und er selbst ist ohne jede Sünde. Wer mit Christus verbunden bleibt, der wird nicht länger sündigen. Wer aber weiter sündigt, der weiß nichts von Christus und kennt ihn nicht. Meine Geliebten! Kinder, lasst euch durch niemanden vom richtigen Weg abbringen! Ihr dürft nur dem vertrauen, der wie Christus ein Leben führt, das Gott gefällt.

1.Johannes 3,1-7

Meine Lieben!

Wir sind also schon jetzt Kinder Gottes!

Man mag es gar nicht glauben. Also man selbst für sich schon. Aber die anderen sind es auch? Ja, wir dürfen Gott, Abba, Papa, „Unseren Vater“ nennen. Und wer das VaterUnser mitspricht und mitbetet, der tut das auch wöchentlich mindestens einmal. Warum dürfen wir aber Gott „Unseren Vater“ nennen? Ist das nicht ein wenig selbstherrlich? Nach der Frage 120 des Heidelberger Katechismus unseres Reformators

Heinrich Bullinger, hat uns Jesus sogar befohlen, Gott als Vater anzureden.

Frage 120

Warum hat uns Christus befohlen, Gott so anzureden: „Unser Vater“?

Er will in uns gleich zu Anfang unseres Gebetes die kindliche Ehrfurcht und Zuversicht Gott gegenüber wecken, auf die unser Gebet gegründet sein soll; dass nämlich Gott durch Christus unser Vater geworden ist und uns das, worum wir ihn im Glauben bitten, noch viel weniger verweigern will, als unsere Väter uns irdische Dinge abschlagen.

Da sind wir auch schon mitten im Weihnachtsgetümmel. Was musste ich nicht alles meinen drei Töchtern dieses Jahr abschlagen. Es kann halt nicht alles geben. Aber Gott ist anders. Gott, unser aller Vater, will uns weniger verweigern. Woran erkennen denn Kinder, dass sie von den Eltern geliebt werden? Nicht unbedingt daran, dass ihnen alle Wünsche erfüllt werden. Sondern daran, dass ... sie merken es eben. Es wird für Kinder gesorgt, sie bekommen, was sie brauchen und nicht unbedingt nur, was sie wollen. Eine Zeitlang wissen die Eltern meist besser, was gut für das Kind ist – meinen die Eltern zumindest. Die Kinder sehen und erleben das anders. So ist es auch für uns. Stolz dürfen wir uns seit diesem Brief des Johannes, so um 100 n. Chr. geschrieben, „Gottes Kinder“ nennen.

Die Kindschaft Gottes war bis zu diesem Brief eigentlich nur Jesus vorbehalten. Mit dem ersten von drei Johannesbriefen wird es auf alle Menschen, die es auch sein wollen und daran glauben, ausgedehnt. Und wir sind keine Zwutschgerln Gottes, keine Babys, keine Gottesbutzerln. Wir sind Gottes Kinder! Dazu haben wir nichts getan und wir haben es nicht errungen auch nicht erwirtschaftet. Diesen Beinamen gibt es umsonst, wenn man nur daran glaubt.

Jesus wurde am achten Tag, gemäß der Tradition im Judentum, beschnitten. „Jeder älteste Sohn und jedes erstgeborene männliche Tier soll dem Herrn gehören.“ Der

fromme Simeon in Jerusalem sieht in diesem kleinen Kind etwas Besonderes. Den von Gott geschickten Retter Israels. Simeon war betagt, womöglich auch krank, und hatte im Leben nur noch ein Ziel. Diesen gesandten Helden Gottes wollte er sehen. Es ist ja oft so, dass wir uns nur ganz fest etwas vornehmen müssen, und schon überstehen wir auch die schwierigsten Phasen. „Das Enkerl will ich noch sehen, einmal in die Arme nehmen und dann kann ich beruhigt sterben.“ Zu wissen, dass es weitergeht, besser wird, dass die Kinder und die Welt als Ganzes eine Zukunft hat, lässt uns leben und versöhnt sterben. Das dürfte fix als Bauplan in uns angelegt sein. Zumindest wenn wir nicht auf andere dummen Gedanken kommen. Der Heilige Geist führt Simeon in den Tempel, genau an diesem Tag, zu diesem Zeitpunkt. Und Simeon macht das, was man besser mit Kleinkindern nicht macht.

Simeon lädt diesem kleinen Jesuskind einen großen Batzen an Erwartungen auf. „Herr, du hast Wort gehalten. Jetzt kann ich in Frieden sterben. Ich habe es nun mit eigenen Augen gesehen: Du hast uns Rettung gebracht. Die ganze Welt wird es erfahren. Dein Licht erleuchtet alle. Es bringt uns Größe und Herrlichkeit.“

Kein Wunder, dass sich die Eltern, Maria und Josef, wundern. Ein wildfremder Mann reißt ihnen den Balg aus den Armen und phantasiert alles Mögliche zusammen. Ist es nicht ein wenig unfair hier Jesus bereits in der Wiege, in Windeln gewickelt, so viel aufzubürden? Und die Eltern müssen sich ja völlig überfordert vorkommen. Wie sollen sie den Retter Israels großziehen? Sie haben keine Privatlehrer, können Jesus nicht die beste Ausbildung mitgeben und sind sogar angewiesen darauf, dass ihr Sohn dem Vater Josef alsbald in der Werkstatt hilft. Vielleicht hat Josef auch schroff reagiert: „Alter Mann, setze unserem Sohn doch keine Flausen in den Kopf.“ Ist es wirklich ein Wunschtraum, seine Kinder später im Erwachsenenleben an den Schalthebeln der Macht zu sehen? Können die Kinder dann eine unbeschwerte Kindheit verbringen? Ich kann mir gut vorstellen, dass wenn diese Geschichte im Tempel mit Simeon die Runde gemacht hat ... und das dürfte sie, nachdem es in der Bibel Eingang gefunden

hat ... dass die Jungs und Mädels rund um Jesus dem das Leben ganz schön schwer gemacht haben: „Du bist doch der Retter und Held Israels. Komm, zeige uns deine Macht.“

In den apokryphen Kindheitsevangelien, den Schundromanen über Jesu Leben, wird Jesus dann auch als aggressives und provokantes Kind dargestellt. Die Kinder in seiner Umgebung und seine Lehrer hatten kein leichtes Leben und sollen es ihm auch nicht gerade leicht gemacht haben. Jesus lässt einen Mitschüler aus Zorn schon einmal aus dem Fenster fallen und sterben, um ihn dann, nach Beschwerde der Eltern des verstorbenen Buben bei Josef und Maria, diesen Jungen wieder ins Leben zurück-zuholen.

„Als seine Kinder, als Gottes Kinder, sind wir Fremde für diese Welt, weil Gott für die anderen ein Fremder ist.“, schreibt Johannes in seinem Brief. Das stimmt insofern, als man gern belächelt und als altmodischer frommer Freak angesehen wird, wenn man in die Kirche geht, betet und Religion einen wichtigen Teil des eigenen Lebens darstellt. „Wir sind schon jetzt Gottes Kinder.“ Klingt noch immer ein wenig unheimlich. „Aber was das bedeutet, ist noch nicht in vollem Umfang sichtbar.“

Klar, einem Kind sieht man nicht an, auch nicht nach Horoskopstellung oder Tarot-kartenlegen oder Auspendelung, was aus dem Kind einmal wird. Wird aus ihm oder ihr etwas Gescheites oder eben etwas anderen? Aus jedem Menschen wird etwas, und die Startvoraussetzungen allein sind nicht unbedingt nur positiv oder negativ für die Entwicklung des Kindes. Wir wünschen uns das Beste für die Zukunft unserer Kinder, obwohl ich jetzt gar nicht sagen könnte, was das Beste eigentlich ist. Sie gehen und finden ihren eigenen Weg. Hoffe ich einmal. Und „wenn Christus kommt, dann werden wir die Ähnlichkeit sehen, die wir als Kinder mit unserem Vater haben.“

Gottebenbildlichkeit! Wow! Wahnsinn. „Gott schuf uns Menschen zu seinem Bilde“, heißt es in der Entstehungsgeschichte von allem am Anfang der Bibel und zum Beginn der Zeiten. Ähnlich, nicht gleich, sind wir. Wie ein Kind nun einmal eine gewisse

Ähnlichkeit mit seinen Eltern hat, bis zu einem gewissen Punkt. Und diese Ähnlichkeit bezieht sich, nehme ich an, nicht aufs Äußere. Da wäre der Durchschnittsmensch aller lebenden und gestorbenen und künftig lebenden Menschen ein Mischmasch, dass sicher nach nichts aussieht. Der Durchschnittstyp männlich oder weiblich, oder in Gottes Fall androgyn, ist nicht unbedingt aufregend. Also nehme ich an, es geht um die inneren Werte, so ein bisschen der Charakter und die Seele von einem Menschen, die eine Ähnlichkeit zu Gott aufweisen. Logisch wäre es natürlich schon, denn wenn wir uns ein wenig so verhalten, wie unser Vater, Gott, es sich wünscht und uns vorgelebt hat, mit dem besten Vorbild, Jesus, oder anderen weiteren Vorbildern, dann zeigt sich da hoffentlich eine gewisse Verbundenheit. Wenn wir ein wenig so Gottes Eigenschaften an den Tag legen wie ein wenig liebevoller, zugeneigter, empathischer, mitfühlender, lustiger, fröhlicher, aber auch tiefsinniger, inniger, ernster und heiter, tröstend und rettend zu sein.

In uns stecken ungeahnte Möglichkeiten. Gott und Jesus haben sie geahnt und ahnen sie. Und wir glauben oft auch bei unseren Kindern, es sei so, ungeahnte und unbegrenzte Möglichkeiten. Bis uns die harte Realität zurückholt und wir merken. Wir sind auch arrogant, selbstherrlich, hinterfotzig, unausgeglichen, nachtragend ... Wichtig ist, so Johannes in dem Brief, (eigentlich ist es ein Liebesbrief von Gott an uns Menschen), wichtig ist, dass wir uns die Hoffnung erhalten. Denn wer hofft, der meidet jede Schuld. „Und jeder, der solche Hoffnung auf ihn setzt, heiligt sich selbst, so wie jener heilig ist.“

Wer nicht mehr hofft, der gibt auf, pfeift auf die Regeln und Gebote und gesellschaftliche Vereinbarungen. In der Hoffnungslosigkeit siegen die Stärkeren zuletzt über die Schwachen. Aber es verlieren alle. Wem alles egal ist, weil man eh nur noch alles den Bach hinuntergehen sieht, der schlägt um sich und nimmt ohne zu geben. Wer Hoffnung für diese Welt und diesen Planeten hat, der zerstört nichts mutwillig. Wer an die Beziehungen glaubt, in denen er oder sie lebt, an die Partnerschaften und Ehen und

Eltern-Kindbeziehungen, an Freundschaften glaubt, der und die gibt niemanden auf. Man kämpft für das Gerechte und Gute, wenn man hofft, dass es einen Sinn hat zu kämpfen.

„Kinder, niemand soll euch in die Irre führen! Wer tut, was der Gerechtigkeit entspricht, ist gerecht, wie jener gerecht ist.“

Wir sollen uns nicht irre machen lassen. Es gibt einen guten Weg, manchmal vielleicht ein wenig versteckt und man muss ihn erst suchen.

Weihnachten als Erinnerungsfest an Jesu Geburt, dass Gott hier bei uns ein Zeichen gesetzt hat, ein lebendiges Zeichen, ein Vorbild, nicht mit allen Handlungen vielleicht. Man muss Jesus nicht alles nachmachen. Aber wir werden unsere Ähnlichkeit mit Gott nicht verleugnen können und dürfen fest darauf vertrauen, dass wir als Kinder Gottes, als Ebenbilder Gottes, als Rufer und Mahner, als Werkzeuge und als Menschen, denen Gutes getan wird, unendlich wichtig sind in dieser Welt. Das könnten wir doch den Kindern, unseren Kindern, auch ruhig öfters sagen.